Aliquid stat pro aliquo – aber wie?

Gisela Harras, Theo Herrmann und Joachim Grabowski

1 (Zeichen-) Bedeutung – Konzepte: notwendige Klärungen

Der Titel des vorliegenden Bandes klingt anspruchsvoll; tatsächlich spielt er auf ein über tausend Jahre altes, in den Anfängen philosophisches Problem an, das ganz allgemein so formuliert werden kann: Wie ist es zu erklären, daß Menschen über Zeichen verfügen können, die 'bedeutungsvoll' sind? In der philosophischen Tradition der Scholastik, die ihrerseits auf die Antike zurückgeht, hat man die Antwort auf diese Frage bekanntlich durch das Postulat der Relation des 'Stehen für' gegeben; die Zeichenhaftigkeit und damit auch die Interpretierbarkeit der Welt wurde durch die globale Formel ausgedrückt:

aliquid stat pro aliquo

Daß diese Formel im höchsten Grad erklärungsbedürftig ist, haben alle philosophischen und in den letzten hundert Jahren auch psychologischen und linguistischen Auseinandersetzungen gezeigt und darüber hinaus deutlich gemacht, daß der alte Satz noch immer einen leitmotivischen Charakter besitzt – auch und interessanterweise im kognitivistischen Zeitalter. Nicht zuletzt deswegen soll er dieser Einleitung als Dreh- und Angelpunkt dienen.

Um es gleich vorweg zu sagen: Mit den Beiträgen in diesem Band wird keineswegs der Anspruch erhoben, das Rätsel, das hinter dem *stat pro* steckt, endgültig gelöst zu haben; vielmehr sollen notwendige Klärungen vorgenommen und Standpunkte aus psychologischer und linguistischer Perspektive vorgetragen werden, nicht zuletzt mit dem Ziel, Klarheit über die Probleme und weiteren Aufgabenstellungen zu schaffen, besonders auch im Hinblick auf eine Zusammenarbeit von Psychologen und Linguisten.

1.1 Mögliche Relata der stat pro-Relation

Es versteht sich von selbst, daß die scholastische Formel durch die Einsetzung bestimmter Relata überhaupt erst interpretierbar wird. Gerhard Strauß gibt in seinem Beitrag einen Überblick über die prominentesten philosophischen und

sprachwissenschaftlichen Vorschläge. Diese lassen sich in zwei Gruppen einteilen:

- (a) solche, die von einem monolateralen, das heißt formbezogenen Zeichenbegriff ausgehen;
- (b) solche, die von einem bilateralen, das heißt inhaltsbezogenen Zeichenbegriff ausgehen.

Die Gruppe (a) umfaßt sowohl die klassisch-dyadische Konzeption wie auch interessanterweise die meisten kognitivistischen Modelle. Die Relata sind *Zeichen* (für *aliquid*) – Wörter werden als Spezialfälle von Zeichen betrachtet – und *Vorstellungen* beziehungsweise *Begriffe* (für *aliquo*). Begriffe sind sprachunabhängige Entitäten, und Bedeutung ist die Relation zwischen einem Zeichen (als Form betrachtet) und einem ihm zugeordneten Begriff. Allerdings bleibt die Art der Zuordnung in der klassisch-dyadischen Konzeption weitgehend ungeklärt, im Unterschied zu kognitivistischen Modellen, in denen die Zuordnung von Zeichen und Begriff als eine Relation innerhalb des sprachbeziehungsweise zeichenverarbeitenden Systems bestimmt wird.

Die Gruppe (b) nimmt eine zunächst zur Gruppe (a) analoge Bestimmung der Relata vor, allerdings mit dem Unterschied, daß Bedeutung nicht mehr als eine Relation bestimmt wird, sondern als ein 'psychologischer' Begriff. Damit wird Bedeutung 'im Kopf' von Sprechern angesiedelt und substantiell mit dem Begriff gleichgesetzt: Die Bedeutung von Zeichen/Wörtern ist das, was der Vorstellung, dem Begriff im Kopf der Sprecher entspricht. Die Bildung und Strukturierung von Begriffen ist sprachgebunden. Humboldt spricht von der »begriffsprägenden Form einer Einzelsprache«. Mit dieser Auffassung ist er auch ein Wegbereiter der Zeichenkonzeption Saussures, derzufolge im Zeichen die strukturierte Begriffswelt als seine Inhaltsseite enthalten ist. Das Relatum "Zeichen" (*aliquid*) enthält bereits das, was nach der Konzeption (a) das Relatum "Begriff" (*aliquo*) darstellt. Damit stellt sich die Frage nach dem zweiten Relatum, deren Antwort bei Saussure ausgesprochen vage ist; am ehesten kommt dafür die *désignation*, das Bezeichnete, in Frage. Dies entspricht ungefähr der bekannten scholastischen Reformulierung unseres Leitmotiv-Satzes:

voces significant res mediantibus conceptibus

Mit dieser Interpretation der stat pro-Relation kommt außer der sprachlichen und der konzeptuellen Ebene noch eine Ebene der außersprachlichen Wirklichkeit ins Spiel, der allerdings für die Semantik und für die Bedeutungskonzeption allgemein eine mehr als marginale Rolle zukommt. Bei Saussure, und mehr noch bei Hjelmslev, wird Bedeutung als eine ausschließlich innersprachliche Relation bestimmt, und zwar in zwei Hinsichten – einmal als Zuordnung einer Ausdrucksseite (*signifiant*) zu einer Inhaltsseite (*signifié*) und zum ande-

ren als Relation von Zeichen eines Systems zueinander: Die Bedeutung eines bilateralen Zeichens ist differentiell bestimmt als der sprachliche Wert (*valeur*), der einem Zeichen in einem bestimmten System zukommt.

1.2 Die *stat pro*-Relation als mentale Repräsentation

Bisher haben wir lediglich die Eigenschaften der Relata der *stat pro*-Relation näher bestimmt, nicht jedoch die Eigenschaft der Relation selbst. Dies geschieht ausführlich in dem Beitrag von Herrmann, Grabowski, Schweizer und Graf. Die Eigenschaft der Relation *aliquid stat pro aliquo* wird als mentale Repräsentation eines sprachverarbeitenden Systems aufgefaßt; die Relata sind ein Repräsentat (*aliquid*) und ein Repräsentandum (*aliquo*). Es werden drei Kategorien von Repräsentaten unterschieden: Figuren, Wörter und Konzepte, zudem drei Repräsentatmodi: imaginal, strukturell-abstrakt und emotiv-bewertend. Figuren werden Wörtern aufgrund ihrer unterschiedlichen kognitiven Verarbeitung gegenübergestellt: Es gehört zur basalen Eigenschaft menschlicher Systeme, sprachliche und nichtsprachliche Muster unterschiedlich zu verarbeiten. Die Unterscheidung von Wörtern und Konzepten wird unter anderem mit unserer Alltagserfahrung begründet: Wir können Objekte, Ereignisse und Sachverhalte in Form von Konzepten repräsentieren, ohne zumindest aktuell über eine Bezeichnung für diese Konzepte zu verfügen. Konzepte entstehen aus der Notwendigkeit der Verhaltensregulierung. Gleichartige Verwendungszwecke von Gegenständen beziehungsweise funktionale Äquivalenz (vgl. dazu weiter unten den Beitrag von Hoffmann), aber auch gleiche Benennungen machen vor allem das begrifflich Gemeinsame einer Menge von Objekten aus. Das Gemeinsame zu erkennen, ist für das Überleben einer (Sprach-) Gemeinschaft wichtig. Konzepte beziehen sich im allgemeinen auf Klassen von Objekten, Ereignissen und Sachverhalten, während sich Figuren auf Singuläres beziehen.

Die verschiedenen Kategorien von Repräsentaten in ihren jeweiligen Repräsentatmodi sind durch Marken strukturiert. Diese stellen grundlegende Informationsbausteine für Repräsentate dar. Durch Marken strukturierte beziehungsweise strukturierbare Repräsentate sind keine festen Bestandteile des Langzeitgedächtnisses, sondern jeweils ad hoc als temporäre multimodale Markenkompexe generiert. Diese Auffassung unterscheidet sich fundamental von der Grundannahme der meisten linguistischen Semantikausprägungen, denen zufolge das konzeptuelle Wissen, in seiner Eigenschaft als Quelle des semantischen Wissens, einen Bestandteil des Langzeitgedächtnisses darstellt. Langfristig gespeichert sind nach Herrmann et al. die (Aktivations-) Bedingungen, die zur Generierung von Mustern (Komplexen) aktivierter Marken-Tokens und zum Zusammenschluß dieser Muster zu Konzept-, Wort- und Figurrepräsentaten führen können.

Der Beitrag von Graf, Herrmann, Grabowski und Schweizer im Anwendungsteil des Bandes schließt an Herrmann et al. an und gibt eine ausführliche

Explikation der aktuellen Generierung von Konzepten, Wörtern und Figuren in menschlichen Systemen. Auf der Basis einer subsymbolischen (konnektionistischen) Modellbildung wird gezeigt, wie zum Beispiel die Rezeption eines Wortes in flexibler Weise zur aktuellen Erzeugung eines Konzepts führt oder wie die Wahrnehmung einer Figur in einer von mehreren möglichen kontextspezifischen Bezeichnungen resultiert. Dabei stellen sich die Wörter, Konzepte und Figuren als sehr variable Aktivationsmuster in konnektionistischen Netzwerken dar; die funktionalen Beziehungen zwischen Konzepten, Wörtern und Figuren sind als spezifische Aktivationsausbreitungsprozesse zwischen Netzen konzipiert. Der Zeichen- wie auch der Bedeutungsbegriff sind keine Bestandteile dieser psychologischen Theoriebildung. Vielleicht könnte man hier die *Bedeutung eines Wortes* als die Klasse von Aktivationsmustern im Konzeptgenerierungsnetzwerk verstehen, die angesichts des Vorliegens einer bestimmten Klasse von Aktivationsmustern im Wortgenerierungsnetzwerk eines bestimmten menschlichen Systems generiert werden kann.

Wörter werden von der Autorengruppe nicht als Zeichen für Konzepte oder als Repräsentate von Konzepten verstanden. Wörter *und* Konzepte (wie auch Figuren) sind vielmehr verschiedenartige Kategorien mentaler Repräsentate, in denen menschliche Systeme die Repräsentanda der Systemumgebung abbilden. In diesem Modell scheint sich also zumindest der traditionell linguistische Bedeutungsbegriff aufzulösen: Einerseits geht er in jeweils aktuellen Bedeutungen (Marken-Tokens) auf, andererseits scheinen die Aktivationsbedingungen als Invariante der Sprachverarbeitung allgemeiner kognitiver und nicht notwendig sprachspezifischer Natur zu sein.

1.3 Repräsentationen und Handlungen

In dem Beitrag von Hoffmann wird der Begriff des Repräsentierens beziehungsweise der Repräsentation im engen Zusammenhang mit dem Begriff des menschlichen Handelns gesehen und durch diesen begründet. Daß menschliche Systeme in dem von Herrmann et al. explizierten Sinn etwas (unter anderem als Konzepte) repräsentieren, erklärt sich aus dem Übergang vom reizgesteuerten zum zielorientierten, das heißt intentionalen Verhalten. Etwas wollen heißt, sich das Gewollte vorzustellen, über die Fähigkeit des Antizipierens zu verfügen, Vorstellungen über die Konsequenzen des Handelns zu haben. Die handlungssteuernden Antizipationen konzentrieren sich auf diejenigen Konsequenzen, die invariant auftreten. Der elementare Prozeß, der zur Entstehung von Begriffen führt, ist die Ausbildung handlungssteuernder Antizipationen für Klassen von austauschbaren Erscheinungen. Die Begriffsbildung beruht demnach auf dem Erleben funktionaler Äquivalenz bei der Ausführung von Handlungen. Dieser Prozeß ist zunächst unabhängig von Sprache. Sprachliches, kommunikatives Handeln hängt mit der Begriffsbildung in zweifacher Weise zusammen. Zunächst setzt es diese in folgender Weise voraus:

- (a) Es müssen vergleichbare Repräsentationen bei den Kommunikationspartnern vorliegen;
- (b) die sprachlichen Äußerungen müssen sich auf diese gemeinsamen Repräsentationen beziehen;
- (c) Sprache muß zur Aktivierung der mit ihnen assoziierten Repräsentationen eingesetzt werden können.

Die Formate des kommunikativen Handelns werden im Verlauf des Sozialisationsprozesses erlernt. Dabei führt das Bedürfnis, die Sprache zu beherrschen, zur Ausbildung von begrifflichen Unterschieden, die – wie Hoffmann vermutet – ohne Sprache nie getroffen, geschweige denn repräsentiert würden. Zum Beispiel dürfte es für einen Stadtmenschen ziemlich unerheblich sein, zwischen Kuh, Stier und Ochse zu unterscheiden (Hauptsache, er kann Rind, Schwein und Huhn auseinanderhalten!). Die Existenz der entsprechenden Wörter in einer Sprache zwingen ihn allerdings dazu, die ihnen entsprechenden Begriffe zu bilden. Mittels der Sprache werden Handlungserfahrungen einzelner sozialisiert; sie werden in den ihnen zugeordneten Ausdrücken bewahrt und auf kommende Generationen vererbt. Es werden somit zwei Arten von Begriffen unterschieden:

- (a) Begriffe als Repräsentationen von Äquivalenzklassen im Resultat von konkreten, jeweils eigenen Handlungserfahrungen;
- (b) Begriffe als Repräsentationen von Äquivalenzklassen im Resultat von vermittelten Erfahrungen im Kontext des sprachlichen Handelns.

Die jeweilige Art eines Begriffs bestimmt auch die Art der Merkmale von Repräsentationen: Im ersten Fall sind sie eher anschaulich (dies entspricht dem imaginalen Repräsentatmodus bei Herrmann et al.), im zweiten Fall eher abstrakt.

Ganz ähnlich wie bei Herrmann et al. sind bei Hoffmann auch Wörter mit Begriffen assoziiert, die aber offensichtlich weiter gefaßt sind als bei den erstgenannten Autoren. Wortbegriffe enthalten auch Repräsentationen von (kommunikativen) Zielen, die mit bestimmten Ausdrücken verfolgt werden können; man könnte dabei an die Searleschen konstitutiven Sprechaktkonzepte denken.

Repräsentationen sind – plakativ formuliert – im Kopf von Sprechern. Insofern sind sie individuell. Ihre interindividuelle Gültigkeit erhalten sie durch eine kollektive kommunikative Praxis (was der weiter unten beschriebenen Auffassung von Keller verwandt ist), und zwar speziell durch die soziale Rückmeldung über die Korrektheit der Sprachverwendung sowie durch begleitende konkrete Handlungserfahrungen.

Die Bedeutung eines Wortes wird bestimmt als die konzeptuelle Repräsentation, die jeweils durch seine Verwendung in der Kommunikation aktiviert wird. Die jeweiligen Repräsentationen sind allerdings variabel. Aus linguistischer Perspektive ergibt sich ein eher schillerndes Bild: Einerseits sind Reprä-

sentationen individuell, das heißt, Bedeutung wird hier als jeweils aktuelle Bedeutung in einem kommunikativen Kontext bestimmt, andererseits schafft die kollektive Praxis Konventionen, die Invarianzen sowohl innerhalb von Individuen als auch zwischen Individuen garantieren sollen.

1.4 Instrumentalismus versus Repräsentationalismus

Bisher hat uns der alte scholastische Merksatz ganz nützlich begleitet, doch mit den Beiträgen von Keller und Harras werden wir uns endgültig von ihm verabschieden müssen. Keller hält die Frage nach der Bedeutung eines Zeichens beziehungsweise Wortes erst dann für sinnvoll, wenn eine prinzipielle Entscheidung darüber getroffen ist, welcher Aspekt des sprachlichen beziehungsweise kommunikativen Geschehens untersucht werden soll. Die Frage kann dann entweder – gut scholastisch – lauten: "Wofür steht ein Zeichen/Wort?", oder sie kann bei gebrauchstheoretischer Orientierung folgendermaßen formuliert werden: "Was macht ein Wort interpretierbar?/Was erlaubt einem jeweiligen Adressaten das Verständnis eines Wortes?" Je nach Fragestellung wird man sich im ersten Fall für eine repräsentationalistische und im zweiten Fall für eine instrumentalistische Konzeption entscheiden müssen. Nach Keller handelt man sich mit der repräsentationalistischen Konzeption erhebliche Probleme ein: Für welches Konzept sollen zum Beispiel Wörter/Ausdrücke wie "nein", "tschüß" oder "gut" stehen? Steht ein Wort nur für ein einzelnes Konzept, oder kann es auch für mehrere stehen, das heißt, wie wird man innerhalb dieser Auffassung mit dem Problem der Polysemie fertig? Um all solchen Problemen erst gar nicht begegnen zu müssen, geht Keller – darin Hoffmann durchaus ähnlich – vom kommunikativen Geschehen aus. Wörter werden in kommunikativen Handlungen dazu verwendet, die Umwelt (in erster Linie einen Adressaten) zu beeinflussen. Das jeweils individuell Gemeinte ist der Sinn, das, was die Interpretation des Gemeinten ermöglicht, die Bedeutung. Was die Interpretation ermöglicht, ist die Gebrauchsregel eines Ausdrucks. Regeln sind Kollektivphänomene. Aussagen über diese haben – so könnte man argumentieren – aber nur dann eine erklärende Kraft, wenn sie auf Aussagen über Individuen zurückgeführt werden können. Nun ist die Kenntnis von Regeln zweifelsohne im Kopf von Menschen, die sich regelhaft verhalten, anzusiedeln. Diese Binsenweisheit ist allerdings für Keller ohne jegliche Aussagekraft für den Bedeutungsbegriff. In Kripkescher Manier argumentiert er: Eine Untersuchung des psychischen Zustands einer Person würde keinen Aufschluß darüber geben, ob es sich bei dem, was die Person weiß oder kennt, um eine Regel handelt oder nicht. Eine solche Feststellung hänge vielmehr davon ab, in welchem psychischen Zustand sich die übrigen Mitglieder der Sprachgemeinschaft befinden. Bedeutungen sind ausschließlich auf der sprachlichen Ebene anzusiedeln, sie sind weder im Kopf noch in der außersprachlichen Wirklichkeit. Begriffe sind sekundär, sie bilden sich auf der Basis der Gebrauchsregeln von Wörtern – daher sind sie

durch und durch sprachgetränkt. Unser Begriff von Kopf ist beispielsweise von den Verwendungsregeln des Wortes "Kopf" geprägt: So haben wir zwar Augen *im Kopf*, aber Haare *auf dem Kopf*, und Ohren haben wir – ja, wo? – *am Kopf*?, die Nase haben wir jedenfalls *im Gesicht* und nicht *im Kopf*, etc. Die Priorität von Begriffen ist nur scheinbar: Wir denken in Begriffen und nicht in Sprachregeln; deshalb erscheint es uns so, als seien Begriffe primär. Die Abgeleitetheit von Begriffen zeigt sich nach Keller auch in der Tatsache, daß bestimmten Typen von Regeln bestimmte Typen von Begriffen entsprechen. Das Argument, daß es Konzepte gibt (oder geben kann), denen keine Wörter in einer Sprache entsprechen, ist für Keller nicht sonderlich schlagend: Im Einklang mit Searle ist er der Auffassung, daß man in einer Sprache alles, was man will, ausdrücken kann; der Wortstatus ist nicht ausschlaggebend.

Wir haben es in diesem Beitrag also mit einer Konzeption zu tun, die keine Zuordnungen von Wörtern zu irgendwelchen anderen Entitäten benötigt – der Bedeutungsbegriff bleibt auf der sprachlichen Ebene, allerdings mit ganz anderer Begründung als in der sinnrelationalen Semantik in der Nachfolge Saussures. Nicht das (abstrakte) Sprachsystem ist der Urheber der Bedeutungszuweisung, sondern das Kollektiv einer Sprachgemeinschaft.

Im Beitrag von Harras wird eine über die sprachlichen Einheiten der Wörter hinausgehende Konzeption für die Bedeutung kommunikativer Handlungen diskutiert. Dreh- und Angelpunkt der Überlegungen ist der Gricesche Mechanismus, das heißt die Bestimmung dessen, was es heißt, daß ein Sprecher mit dem, was er sagt, etwas meint. Dies wird von Grice dadurch erklärt, daß ein Sprecher mit dem, was er sagt (oder tut), einem bestimmten Adressaten gegenüber offen zu verstehen gibt, welche Art von Beeinflussung er beabsichtigt. Die bei Grice geforderte Offenheit bringt – wenn man unseren Kommunikationsalltag realistisch betrachtet – erhebliche Probleme für die Einschätzung des Status ihrer Bestimmung mit sich: Ist sie als kommunikationsethische Forderung zu verstehen oder ist sie – wie viele Philosophen und auch Linguisten meinen – eine reine Begriffsdefinition ohne empirischen Gehalt? Der Beitrag von Harras tendiert zur Auffassung, daß der Gricesche Mechanismus in bestimmten Fällen der Kommunikation, in denen das, was der Sprecher sagt, nicht mit dem übereinstimmt, was er meint, für den Adressaten eine Art von Inferenzmechanismus zur Interpretation des Gemeinten zur Verfügung stellt, auf dessen Effizienz sich der Sprecher verlassen kann. Dies würde mit der Tatsache im Einklang stehen, daß alle gruppenkonstitutiven Prinzipien (als deskriptive Aussagen) im Konfliktfall als Normen ausgebeutet werden können und häufig sogar müssen.

Interessant in diesem Beitrag ist der Vergleich der Griceschen Bestimmung mit der semiotischen Konzeption Posners, durch den vor allem deutlich wird, daß sich Kommunikationsakte dadurch auszeichnen, daß die Wirkungen elementarer Zeichenprozesse durch den Vollzug komplexerer Zeichenprozesse verursacht werden sollen, was heißt, daß symbolisches Handeln häufig mit indexikalischem Anzeigen einhergeht.

1.5 Konzepte und sprachliche Bedeutungsrelationen

Im zweiten Teil dieses Bandes, den wir "Bedeutungskonzepte in der Anwendung" genannt haben, werden – neben dem schon erörterten Beitrag von Graf et al. zur netzwerktheoretischen Explikation der Aktivierung von Konzepten, Wörtern und Figuren – Ausschnitte des englischen und deutschen Wortschatzes untersucht und Vorschläge zur Form ihrer Bedeutungsbeschreibung gemacht sowie Überlegungen zu ihrem Status angestellt.

In dem Beitrag von Fellbaum wird das Lexikon-Projekt *WordNet* auf seine Tauglichkeit für die Bestimmung von Wortbedeutungen abgeklopft. Ausgangspunkt der Lexikonstrukturierung sind Konzepte, denen ihre jeweiligen Bezeichnungen zugeordnet werden. Die Menge aller Bezeichnungen eines gegebenen Konzepts stellt eine Struktur, ein sogenanntes *Synset*, dar. Die weitergehende Differenzierung der unter ein Konzept subsumierten Wörter wird anhand semantisch-syntaktischer Kriterien vorgenommen; zum Beispiel bezeichnen die englischen Wörter "ascend" und "rise" dasselbe Konzept. Sie unterliegen allerdings unterschiedlichen Verwendungsbedingungen, was die Selektion der Nominalphrase an der Subjektstelle angeht: "ascend" und "rise" sind nicht beide gleichermaßen mit den Nominalkomponenten "prices" und "temperature" kombinierbar.

Auch feinkörnigere syntaktische Unterschiede tragen zur Feindifferenzierung bei. So scheinen "to give a party", "to hold a party" und "to throw a party" prima facie synonym, das heißt in allen Kontexten austauschbar, was jedoch bei näherem Hinschauen nicht zutrifft. Man kann im Englischen sagen: "We threw the new ambassador a party.", aber nicht: "We held the new ambassador a party."

Konzepten, die zu den ihnen zugeordneten Wörtern in einer Bezeichnungsrelation stehen, werden Bedeutungen, das heißt innersprachliche Sinnrelationen zwischen Wörtern, gegenübergestellt. Es kann allerdings sein, daß einem strukturell notwendigen Konzept in einer bestimmten Sprache kein Wort entspricht, daß also eine lexikalische Lücke vorliegt; auch dies ist für Fellbaum ein Argument für die Annahme einer sprachunabhängigen Existenz von Konzepten.

Die Auswertung von *WordNet* ergibt, wenn man so will, zwei linguistische Ebenen: eine Bezeichnungs- und eine Bedeutungsebene. Diese Auffassung entspricht grosso modo einer Zwei-Ebenen-Semantik, wie sie vor allem von Bierwisch und Lang vertreten wird.

Eine theoretisch sehr verwandte Auffassung, ohne daß explizit von einer Zwei-Ebenen-Semantik die Rede ist, vertritt Storrer in ihrem Beitrag zur Verbbedeutung und Situationsperspektivierung. Sie zeigt, wie Situationskonzepte die Wahl bestimmter Verben steuern können, wobei die jeweilige Verbwahl ihrerseits bestimmte Korrekturen der Situationskonzepte bedingen kann. Es scheint außer Zweifel zu stehen, daß Verben mit ihrer Argumentstruktur eine andere methodische und theoretische Behandlung erfordern als die meisten (unabgeleiteten) Nomina oder Adjektive. Besonders deutlich wird dies bei der Gegen-

überstellung von unpräfigierten und präfigierten Verben wie "laden" und "beladen" oder "malen" und "bemalen". Mit dem Wechsel des Gebrauchs der jeweiligen Formen geht auch immer ein Wechsel der Situationsperspektivierung, speziell der an der Situation beteiligten Rollen, einher. Auch in solchen Fällen könnte man – analog zur Auffassung Fellbaums – von zwei Arten von Relationen sprechen: einer Bezeichnungsrelation, die als Relata einen holistisch gefaßten Situationstyp und eine Menge von Verben, die diesen Typ bezeichnen, aufweist, und einer Bedeutungsrelation, deren Relata die jeweiligen Perspektivierungen der einzelnen Verben sind.

In ganz ähnlicher Weise ist der Wortschatzausschnitt kommunikativer Verben strukturiert, wie in dem Beitrag von Winkler deutlich wird: Unter bestimmte Einstellungskonfigurationen werden Mengen von Verben subsumiert, deren feinkörnige Unterschiede in Lexikoneinträgen dargestellt werden. Dabei wird deutlich, daß die Zuordnung zu (kommunikativen) Konzepten nur eine Art der Bedeutungszuweisung darstellt; komplementär dazu ist eine Differenzierung innersprachlicher Sinnrelationen erforderlich, die wesentlich durch die unterschiedlichen Argumentstrukturen der entsprechenden Verben motiviert ist. Die – lexikologisch gesprochen – onomasiologische Betrachtungsrichtung des Wortschatzausschnittes gestattet es – ebenso wie die Konzeption Fellbaums –, die strukturelle Relevanz lexikalischer Lücken auszumachen.

Insgesamt kann man sagen, daß die linguistischen semantischen Arbeiten, wie sie in diesem Band vertreten sind, in den theoretischen Grundeinstellungen mehr Gemeinsamkeiten aufweisen als Unterschiede. Ganz offensichtlich ist auf der Seite der Linguistik, wenn auch nicht seitens der Psychologie, die Unterscheidung einer konzeptuellen und einer sprachlichen Ebene – ob man diese nun semantisch nennen will, ist vielleicht nicht so ausschlaggebend – sinnvoll und nützlich.

In dem abschließenden Beitrag von Spiegel wird im Unterschied zu den drei Beiträgen von Fellbaum, Storrer und Winkler nicht auf die usuelle oder Standardbedeutung von sprachlichen Ausdrücken, sondern auf die aktuelle Bedeutung eines Ausdrucks in einem bestimmten Gesprächszusammenhang eingegangen. Es wird gezeigt, wie ein Ausdruck im Fortlauf eines Gesprächs für ganz unterschiedliche Konzepte stehen kann, wobei diese Konzepte in der Kommunikation sukzessive aufgebaut und verfügbar gemacht werden.

2 Unterschiedliche Standpunkte

Unser Streifzug durch die einzelnen Beiträge dieses Bandes hat – wie wir hoffen – eine ganze Reihe von gemeinsamen theoretischen Grundannahmen zutage gefördert. Diese zusammenzustellen, muß der kreativen Arbeit unserer Leserinnen und Leser überlassen bleiben. Im folgenden sollen deshalb nur die *unterschiedlichen* Standpunkte herausgestellt werden, auch um zu einer Ab-

schätzung dessen zu kommen, was für Psychologen und Linguisten künftig zu tun bleibt.

Erster Unterschied:
Bedeutung ist im Kopf (als Konzept)
versus
Bedeutung ist nicht im Kopf (sondern im Kollektiv)

Die erste Auffassung wird von allen Psychologen vertreten, die zweite von einigen Linguisten (Keller und modifiziert auch Harras). Mit diesem Unterschied sind zugleich die vermutlich miteinander unverträglichen Positionen des Repräsentationalismus und des Instrumentalismus markiert. Man beachte auch, daß fast alle Psychologen, im Sinne eines methodischen Individualismus, das Individuum als ihren Forschungsgegenstand voraussetzen.

Zweiter Unterschied:
Bedeutungen sind stabil
versus
Bedeutungen sind flexibel

Herrmann et al. sowie Hoffmann vertreten den zweiten Standpunkt, die meisten Linguisten den ersten. Offensichtlich hängt dieser Auffassungsunterschied auch von unterschiedlichen Interessen der jeweiligen Wissenschaftsdisziplinen ab: Psychologen sind primär an der Struktur des Prozesses der je individuellen Sprachproduktion und -rezeption interessiert, während Linguisten eher an der Struktur des Resultats der entsprechenden Tätigkeiten interessiert zu sein scheinen.

Dritter Unterschied:
Bedeutung ist die Zuordnung von Wörtern zu Konzepten
versus
Bedeutung ist eine zweifache Relation: zum einen die Zuordnung von Wörtern zu Konzepten und zum anderen die (innersprachliche) Zuordnung von Wörtern zueinander

Die erste Auffassung wird von allen Psychologen in diesem Band vertreten, die zweite von den an diesem Band beteiligten Linguisten. Dies dürfte zumindest zwei Gründe haben: Einerseits blieb der Gegenstandsbereich der Psychologen bislang im wesentlichen auf den nominalen Bereich des Wortschatzes beschränkt, während sich das Interesse von Linguisten in letzter Zeit zunehmend auf die lexikalische Struktur des Verbwortschatzes – auch in ihrer Eigenschaft

als Interface zwischen Semantik und Syntax – konzentriert. Zum anderen wird in der Psychologie bei der Behandlung der Zuordnung von Wörtern zueinander das Konstrukt der Bedeutung meistens nicht in Anspruch genommen.

3 Was zu tun bleibt

Es ist weiter oben bereits darauf hingewiesen worden, daß wir uns nicht einbilden, sozusagen alle Probleme gelöst zu haben. Wir glauben aber, daß wir einige der möglichen Standpunkte klar herausgearbeitet und damit einige Problemkomplexe deutlicher konturiert haben. Mit diesem Resultat können wir weiterarbeiten. Die uns am wichtigsten erscheinenden Aufgaben, die Psychologen und Linguisten zusammen bearbeiten könnten, sind zusammengefaßt die folgenden:

- (1) Wie kann man die Standardbedeutung von Ausdrücken und deren jeweils aktuelle Bedeutungen in der Sprachproduktion aufeinander beziehen beziehungsweise aufeinander abbilden? Wie hängen die Aktivationsbedingungen (in dem Modell von Herrmann et al.) und die Standardverwendungsbedingungen zusammen?
- (2) Welche unterschiedlichen Konzepte/Konzeptstrukturen kann man ausmachen, und wie hängen diese mit den unterschiedlichen Wortarten (Nomina vs. Verben vs. Adjektive vs. Funktionswörter) zusammen? Was ist mit den Wörtern, die man traditionell als funktional (Konjunktionen, Partikeln) bezeichnet; werden durch sie überhaupt Konzepte aktiviert?
- (3) Auch in der Psychologie braucht man eine Beschreibungssprache, mit der die jeweils aktivierten Bedeutungen charakterisiert werden. Wie verhält sich diese zur semantischen Merkmalsprache?
- (4) Wie hängen die konzeptuelle Ebene und die sprachliche Ebene der Sinnrelationen zusammen? Braucht man überhaupt eine innersprachliche Ebene, oder kann man die lexikalischen Differenzierungen einer jeweiligen Einzelsprache auf konzeptuelle und (morpho-) syntaktische Unterschiede reduzieren? Dies läßt sich am Beispiel der beiden folgenden Sätze verdeutlichen: Werden mit ihnen dieselben oder unterschiedliche Konzepte ausgedrückt?

Franz lädt Heu auf den Wagen. – Franz belädt den Wagen mit Heu.

Wir glauben und hoffen, daß gerade die Herausarbeitung der unterschiedlichen Standpunkte und deren Implikationen eine solide Basis für eine zukünftige fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Psychologen und Linguisten abgeben kann.